

PATRICK
CHARNLEY
WEITER
LEBEN



ROMAN

DUMONT



© Jesse Alexander

Patrick Charnley wuchs im Westen Englands auf, seine Mutter ist die Lyrikerin und Schriftstellerin Helen Dunmore. Während er sich von einem Herzstillstand erholte, der ihn fast das Leben gekostet hatte, begann er zu schreiben. Heute lebt er mit seiner Frau und seinen Kindern im Norden Londons. ›Weiterleben‹ ist sein erster Roman.

Michaela Grabinger studierte Germanistik, Philosophie und Psychologie. Sie lebt in München. Zu den von ihr übersetzten Romanen und Sachbüchern zählen Werke von Anne Tyler, Elif Shafak, Joy Fielding, Michael Crichton, P.D. James, Tan Twan Eng, David Graeber und Alain de Botton.

Patrick Charnley
Weiterleben

Roman

Aus dem Englischen
von Michaela Grabinger

DUMONT

Die englische Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
›This, My Second Life‹ bei Hutchinson Heinemann, London.
Copyright © 2026 by Patrick Charnley

1. Auflage 2026

© 2026 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag GmbH & Co. KG,
Amsterdamer Straße 192, 50735 Köln, info@dumont-buchverlag.de
Alle Rechte vorbehalten.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im Sinne
von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Übersetzung: Michaela Grabinger

Umschlaggestaltung: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildung: Wei Pen/Karol Holda

Satz: Fagott, Ffm

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7558-0050-7

www.dumont-buchverlag.de

Für Alexa

Anmerkung des Autors

Bevor der Roman beginnt, hat Jago Trevarno einen Herzstillstand erlitten, durch den sein Gehirn geschädigt wurde. Alles, was dazu in diesem Buch steht, basiert auf den persönlichen Erfahrungen des Autors. Ansonsten handelt es sich um eine erfundene Geschichte.

I

Es ist dunkel vor meinem Fenster, aber nur gerade noch so eben. Da, wo die Morgendämmerung über den Horizont kriecht, ist am Himmel ein schwaches rosa Licht. Ich ziehe den Vorhang nie zu, weil ich von meinem Bett aus sehen will, was am Himmel passiert. Nachts ist es hier so dunkel, wie ich es vorher nie erlebt habe. Außer wenn der Mond hell scheint, dann ist das Licht, das in mein Zimmer kommt, fast wie Tageslicht, und über die Bodendiele ziehen sich lange Schatten. Mein Zimmer ist unterm Dach, es gehört fast zum Himmel.

Manchmal wache ich nachts auf und habe Halluzinationen. Die sind nicht schön, aber Jacob hört es, wenn ich aus dem Bett steige, und kommt und bleibt auf dem Stuhl in der Ecke sitzen, bis ich mich hinlege und wieder einschlafe. Das passiert manchmal, seit ich aus dem Koma aufgewacht bin. Obwohl ich mich an diese Zeit kaum erinnern kann.

Jetzt gerade höre ich Jacob unten in der Küche. Das ist meine Lieblingszeit am Tag, wenn er in der Küche rumgeht und Frühstück macht und alles noch still ist, außer dass Geschirr und Töpfe leise klappern. Jacob hat es nie eilig. Er bewegt sich langsam, bedächtig, was mir sehr recht ist,

weil ich das inzwischen auch tue. Wenn er hektisch wäre, hätte ich wahrscheinlich ständig das Gefühl, dass ich langsam geworden bin. Außerdem mag ich schnelle Bewegungen nicht. Ich komme da nicht mehr mit.

Wie ich hier gelandet bin, weiß ich nicht mehr genau, aber Jacob sagt, weil ich keine Eltern mehr habe, hätte das Krankenhaus ihn angerufen. Er hat mich jede Woche im Krankenhaus besucht, obwohl es weit ist von hier nach Bristol. Und er hat mir immer wieder gesagt – immer wieder, damit ich es mir merke –, dass ich bloß nicht darüber nachdenken soll, was als Nächstes passiert. Ich würde mit ihm mitkommen, mehr bräuchte ich nicht zu wissen. An meinem Entlassungstag ist er in meine kleine Wohnung in Bristol gefahren, hat ein paar Sachen zusammengepackt und mich nach Cornwall gebracht. Seitdem lebe ich hier.

Jacob trägt jetzt unten in der Küche bestimmt seinen Morgenmantel mit dem blau-grünen Schottenkaro und die Pantoffeln mit den Sohlen, die sich gelöst haben und beim Gehen wie Seehundflossen an die Fußsohlen klatschen. Zum Frühstück gibt es jeden Tag das Gleiche: Speck und Eier mit Toast. Der Speck ist dick geschnittener, saftiger, salziger Bacon, den Jacob von der Rowan Tree Farm holt, einen knappen Kilometer von hier. Die Eier holt er auch da, aber nie Milch, weil wir Kühe haben. Manchmal holt er ein Huhn von der Farm. Daran essen wir drei Tage. Am ersten Tag gibt es die gebratene Hühnerbrust, am zweiten einen Hühnereintopf mit Bohnen und am dritten Hühnersuppe. Aber wir essen auch sehr oft Fleisch von einem Rind aus der Herde.

Das orange Licht der Öllampen in der Küche scheint die Treppe rauf und durch den Spalt meiner Tür, die nur angelehnt ist. Wir haben Öllampen und Kerzen, weil es im Haus keinen Strom gibt, nur draußen im Vorratsschuppen, wo die Gefriertruhe steht, für das Rindfleisch nach dem Schlachten. Natürlich könnten wir auch drinnen Strom haben, aber das will Jacob nicht. Er hat mir mal gesagt, dass ihn die Nachbarn für verschroben halten. Da habe ich gesagt, dass das ein Kompliment ist, und er hat gelacht. Die Lampen strahlen ein weiches Licht aus, das nicht ganz bis in die Ecken reicht, sodass es abends schummrig ist. Ich stehe auf, wenn mich Jacob ruft, aber bis dahin bleibe ich unter der schweren Decke liegen. Ich will sie möglichst spät zurückschlagen, weil ich das Fenster gestern offen gelassen habe und es im Zimmer kühl ist.

Ich habe eine Kerze am Bett und kann ein bisschen lesen, wenn ich nicht zu müde bin, aber viel geht nicht mehr, nur ein paar Seiten. Jacob hat mir eine kleine Bibel geschenkt, obwohl er eigentlich nicht religiös ist. Der Einband ist rot und das Papier hauchdünn. Man kann sie in die Hosentasche stecken, so klein ist sie. Ganz vorn steht *Gideons*. Als ich elf oder zwölf war, sind sie in unsere Schule gekommen, die Gideons, und haben jedem von uns eine Bibel geschenkt, genauso eine wie die hier. Als die Gideon-Leute gegangen waren, spielten sich ein paar von den anderen Jungs in der Pause auf, zerrissen ihre Bibeln und warfen die Fetzen wie Konfetti in die Luft. Ich habe meine behalten. Sie war etwas ganz Besonderes für mich, und manchmal habe ich vor dem Einschlafen darin gelesen. Ich habe Gott versprochen, dass ich jeden Tag einen

Abschnitt lese, und letztendlich habe ich den ganzen Lukas gelesen, weil mir der Name gefiel. Eine Zeit lang wollte ich meinen Namen in Lukas umändern, aber nicht wegen der Bibel, sondern weil in unserer Straße ein Junge gewohnt hat, der so hieß und alles gut konnte und noch dazu nett war, was es meiner Erfahrung nach nicht oft gibt.

Damals habe ich an Gott geglaubt. Jetzt bin ich mir nicht mehr so sicher. Als ich klein war, bin ich gern mit meiner Mutter in die Kirche gegangen und habe dicht neben ihr in der kühlen Holzbank gesessen. Besonders gut hat mir das Dach der Kirche gefallen. Ich habe oft raufgeschaut und darüber nachgedacht, wie die Eichenbalken angeordnet waren, weil sie wie ein riesiges Netz aussahen. Als mich meine Mum fragte, was es da zu sehen gibt, und ich es ihr sagte, meinte sie, ich würde später vielleicht Ingenieur werden. Darüber habe ich daheim beim Spielen mit meinen Holzklötzchen viel nachgedacht, aber ich habe nie was gesagt, weil ich dachte, Ingenieur werden andere, nicht ich.

Außerdem mochte ich den Geruch in der Kirche. Es gab den normalen Kirchengерuch nach kalter, stehender Luft, nicht richtig muffig, aber frisch auch nicht. Und in besonderen Messen roch es nach dem Weihrauch, den der Pfarrer in einem Gefäß verbrannte, das er über den Köpfen der Leute schwenkte. Es roch süß und fremd und exotisch.

Aber das Beste an der Kirche war die Beichte. Zumindest für mich als Kind. Man ging in die Kirche und stellte sich zu den weit auseinanderstehenden Leuten bei den Bänken vor dem Beichtstuhl. Der Beichtstuhl ist das klei-

ne Kabuff, in dem der Pfarrer sitzt und auf die Leute wartet. Auf die Sünder.

Man ging rein und sagte: »Vergib mir, Vater, denn ich habe gesündigt.« Dann zählte man seine Sünden der vergangenen Woche auf oder zumindest ein paar, eben die, die man beichten wollte. Danach bekam man eine Buße auferlegt, so heißt bei den Katholiken die Strafe, und dann sprach er einen los von den Sünden, und eine Woche später ging man wieder hin.

Als Kind wollte ich mit der Beichte verhindern, dass meine Mum mich schimpfte, wenn ich böse gewesen war. Eher unartig, nicht richtig böse. Deshalb fand ich die Beichte das Beste an der Kirche.

Zum Beispiel hat mir mal ein Freund einen batteriebetriebenen Hubschrauber mit Rotorblättern geschenkt, die beim Drehen leuchteten. Ich war mir ganz sicher, dass er fliegen und über die Dächer hochsteigen würde, wenn ich ihn aus dem Fenster ganz oben im Haus werfen würde. Aber er war nur ein Spielzeug, und ich musste meiner Mum versprechen, dass ich das nie machen würde. Ich wollte aber so sehr, dass er flog, dass ich wirklich glaubte, es würde klappen, wenn ich es nur versuchen könnte. Und als Mum mal nicht da war, schleuderte ich ihn aus dem Fenster in meinem Zimmer. Er stieg mit dem Schwung meines Wurfs kurz in die Höhe, aber dann stürzte er ab, krachte auf den Hof und zerbrach in tausend Stücke. Ich war total fertig, aber am schlimmsten war die Angst vor der Reaktion meiner Mum. Es war nämlich klar, dass sie richtig wütend sein würde – nicht so sehr, weil der Hubschrauber kaputt war, sondern weil ich ihr versprochen hatte,

etwas nicht zu tun, was ich dann doch getan hatte. Außerdem hatten wir nicht viel Geld, und Mum sagte immer, wir müssten auf unsere Sachen achten.

Deshalb versteckte ich das Hubschrauberwrack unten in meinem Kleiderschrank, und am nächsten Samstag beichtete ich meine Tat. Ich betete meine zehn Ave-Marias als Buße, und mir war vergeben. Zumindest von Gott.

Auf dem Heimweg erzählte ich es Mum. Für sie war das eine harte Nuss. Gott hatte mir vergeben, wie er es nach ihren eigenen Worten immer tun würde, wenn ich meine Sünden beichtete, aber ich hatte den Hubschrauber zerstört und noch dazu meine Mutter getäuscht. Zuerst dachte ich, sie würde sehr, sehr sauer sein, aber dann legte sie mir den Arm um die Schultern, lachte und sagte: »Ich sehe schon, ich muss dich im Auge behalten.«

Obwohl wir also in die Messe und zur Beichte gingen, waren Mum die Zehn Gebote, Sünden und das alles nicht so wichtig. Sie nahm nicht alles wörtlich. Sie glaubte an Gott, Jesus und Maria – ganz besonders an Maria –, aber mit den Regeln der Kirche oder überhaupt mit Regeln hatte sie es nicht so. Wenn man mich fragt, war Katholischsein für sie mehr ein Gefühl. Ganz anders als für die Leute in der Kirche, die immer zeigen wollten, wie fromm sie waren, und ihre Hände hochhielten, um den Herrn zu empfangen, als würde er genau in dem Moment auf sie herabfahren und als sollten wir sie gefälligst anschauen und erkennen, wie fromm sie waren und, das war das Allerwichtigste, wie viel frömmere als alle anderen. Und von denen gab es einige. Manchmal genügte schon ihr Gesichtsausdruck – so eine aufgesetzte Frömmigkeit –, da-

mit Mum und ich verstohlene Blicke tauschten, und auf dem Heimweg lachten wir darüber. Sie sagte immer, so anzugeben wäre nicht sehr katholisch.

Eigentlich war es merkwürdig, dass sie katholisch war, sie hatte sich nämlich dafür entschieden. Sie war weder als Baby noch als größeres Kind getauft worden. Bei ihrer Taufe war ich schon auf der Welt. Und merkwürdig fand ich es, weil sie auch Feministin war und mich obendrein bekommen hatte, ohne verheiratet zu sein. Aber wahrscheinlich ist jeder Mensch die Summe seiner Widersprüche.

Mum starb, kurz bevor ich neunzehn wurde, und jetzt bin ich zwanzig. Krebs natürlich, noch dazu ein sehr schneller. Sie ist nur ein paar Monate nach der Diagnose gestorben. Aber obwohl sie noch jung war – erst sechsundvierzig –, hatte sie, glaube ich, keine Angst vor dem Tod. Sie machte sich eher Sorgen um mich. *Das Haus bringt ein bisschen Geld ein, und du hast Jacob und Sophie.* Sophie war meine Freundin. Das sagte Mum immer und immer wieder, bestimmt vor allem, um sich selbst zu beruhigen. Sie wollte nicht das Gefühl haben, mich alleinzulassen.

In der Nacht, in der sie starb, kam der Pfarrer, und als er gegangen war, fragte ich sie, was er gesagt hatte. Sie hielt die Augen geschlossen und antwortete nicht.

Als ich später bei ihr saß, kam sie kurz zu sich und sah mich an und sagte: »Da, wo ich hingehe, sind Blumen.«

»Wenn du gestorben bist, meinst du?«, fragte ich, und sie lächelte nur und schloss wieder die Augen. Deshalb glaube ich nicht, dass sie Angst hatte zu sterben.

Als sie dann in der Nacht starb, kam ein starker Windstoß, und das Fenster in ihrem Zimmer schlug mit einem

Knall zu, und die Kerze auf dem Fensterbrett ging aus. Das werde ich nie vergessen.

Als ich aus dem Koma erwachte, wusste ich allerdings nicht mehr genau, ob sie noch lebte oder tot war. Von meinem Gefühl her war sie tot, aber ich konnte mich nicht erinnern. Ich fragte eine Schwester, warum meine Mum mich nie besucht hatte, und sie nahm meine Hand und sagte, dass meine Mum tot wäre. Ich war nicht traurig. Ehrlich gesagt habe ich überhaupt nichts gefühlt. Als hätte die Gehirnschädigung einen Schalter im Kopf umgelegt und alle Gefühle abgestellt. Es war eine Tatsache, das war alles.

An meinen Vater kann ich mich nicht erinnern, aber das hat nichts mit der Gehirnschädigung zu tun. Ich kenne ihn nicht. Er hat meine Mum verlassen, als sie schwanger war. Jacob ist noch am ehesten so etwas wie ein Vater. Er ist der ältere Bruder von meiner Mum, aber er hat nie versucht, ein Dad für mich zu sein. Er ist einfach Jacob.

Ich glaube wie gesagt nicht, dass Jacob religiös ist. Obwohl er so heißt und obwohl er mir diese Bibel geschenkt hat. Er geht nicht in die Kirche und hat auch keine kleinen Kreuze oder Heiligenbilder, wie wir sie daheim hatten, als ich klein war. Aber eine Kirche gibt es hier, gleich hinter den Feldern, nicht weit weg. Ich gehe rein, wenn ich beim Spaziergehen zufällig daran vorbeikomme. Ich habe noch nie wen darin gesehen. Sie hat dicke Mauern aus Granit und einen niedrigen Eingang, durch den man nur gebückt gehen kann. Das heißt, ich muss mich bücken, weil ich eins achtzig bin. Drinnen ist es dunkel und kühl und ganz still, und es riecht genauso nach uraltem, mit Bie-

nenwachs behandeltem Holz wie früher in der Kirche daheim in St Ives.

Beten tue ich nicht. Ich bin mir wie gesagt nicht mal sicher, ob ich überhaupt an Gott glaube. Nach dem Herzstillstand und der Gehirnschädigung dachte ich, dass es keinen Gott geben kann. Nicht weil ich dachte, dass kein Gott so was zulassen würde, sondern weil ich keinen Gott oder sonst irgendwas gesehen hatte, als mein Herz stehen blieb und ich nicht mehr atmete. Keinen Tunnel mit einem weißen Licht, überhaupt kein Licht, und über meinem Körper habe ich auch nicht geschwebt. Nichts. Mein Herz schlug nicht, und ich atmete nicht. Ich war klinisch tot, und zwar lange; vierzig Minuten hat es gedauert, bis sie mein Herz dazu brachten, wieder zu schlagen. Wenn es Gott gäbe, hätte ich doch etwas gesehen, und wenn es der Teufel gewesen wäre, oder nicht? Eine Zeit lang hielt ich das für den Beweis, dass es keinen Gott und keinen Himmel gibt. Man stirbt, und das war's. Aber dann habe ich mit Granny Carne darüber geredet, und sie sagte, das beweist überhaupt nichts. Sie sagte, dass ich wegen der Wiederbelebungsversuche noch nicht ganz drüben war. Was ich einleuchtend fand, deshalb habe ich mich in dieser Frage noch nicht entschieden.

Granny Carne ist nicht meine richtige Granny. Sie ist auch nicht Jacobs Granny – dann wäre sie meine Uroma –, aber wir nennen sie trotzdem so. Sie wohnt weiter oben. Ihr Cottage steht in einer Erdfalte, man sieht es erst, wenn man fast vor der Tür ist. Der Garten zieht sich steil die Anhöhe hinter dem Cottage rauf, und von ganz oben sieht man bis runter zum Meer und auf alles dazwischen. Sie

lebt also ganz versteckt, sieht aber trotzdem alles ringsum wie ein Adler in seinem Horst.

Außerdem hat sie das zweite Gesicht. Als ich sie nach dem Herzstillstand zum ersten Mal wiedersah, nahm sie meine Hände. Ihre waren kräftig und braun von der Sonne. Sie sagte: »Das, was mit dir passiert ist, hat dich verändert, und eines Tages wirst du darüber froh sein.«

Damals habe ich das nicht kapiert. Ich brauche jetzt länger, um Sachen zu verstehen. Ich höre, was jemand sagt, aber ich kann es nicht gleich verarbeiten. Beeinträchtigung der Verarbeitungsgeschwindigkeit haben sie das im Rehazentrum genannt. Noch am selben Tag habe ich Jacob beim Abendessen gefragt, was er Granny Carne erzählt hat, was mit mir passiert wäre.

»Nichts«, antwortete er. »Nur dass du eine Weile bei mir wohnst. *Du* solltest entscheiden, was du erzählen willst.«

Da sagte ich ihm, was Granny Carne mir gesagt hatte.

»Sie hat nun mal das zweite Gesicht«, meinte er.

»Heißt das, dass sie hellsehen kann?«

»Sie hat ein gutes Gespür, aber das weißt du ja.«

Vielleicht hat sie nur geraten oder zwei und zwei zusammengezählt oder den Tratsch gehört, der sich hier in der Gegend immer blitzschnell verbreitet, dachte ich. Es ist ja offensichtlich, dass mir etwas passiert ist. Aber ich spürte, dass es was anderes war. Es kam mir so vor, als wüsste sie alles darüber und als würde sie sich wirklich Gedanken machen. Andererseits kenne ich sie mein ganzes Leben, da macht sie sich natürlich Gedanken. Ich bin in St Ives geboren, und Mum und ich haben dort gewohnt, bis sie starb, und wir waren oft hier, haben Jacob besucht, der

ja ihr Bruder war. Mit dem Auto sind es von St Ives bis hierher nur zwanzig Minuten die Küste runter. Jacob hat uns auch besucht, aber ich war lieber hier, den Kühen zusehen und reiten. Ich weiß gar nicht mehr, seit wann ich reite, so klein war ich da. Und Granny Carne haben wir auch oft gesehen. Wir haben auf eine Tasse Tee bei ihr vorbeigeschaut oder sind ihr draußen zufällig begegnet.

Jedenfalls bin ich seit der ersten Begegnung mit Granny Carne nach dem Herzstillstand öfter zu ihr gegangen. Beim Spaziergehen zog es mich immer zu ihrem Cottage, ohne dass ich das geplant hatte. Und wenn ich hinkam, hatte ich das Gefühl, sie hätte mich erwartet. Ich gehe gern hin und rede mit ihr. Jacob und sie sind meine Familie, auch wenn ich mit Granny Carne nicht richtig verwandt bin.

Jetzt stehe ich auf. Es riecht nach Speck und Kaffee, und ich habe Hunger. Ich nehme meinen Morgenmantel vom Bettpfosten und lege meine Armbanduhr an. Jacob findet, ich muss nicht gleichzeitig mit ihm aufstehen, und meistens tue ich es auch nicht, aber zurzeit geht die Sonne so früh auf, dass ich manchmal nicht weiterschlafen kann. Ich gehe früh ins Bett und schlafe auch am Nachmittag, ruhe mich also genug aus. Schlafen ist angeblich das Beste, was man bei einer Gehirnschädigung tun kann, und ich muss jetzt viel mehr schlafen als früher. Elf, zwölf Stunden und zusätzlich Ausruhen und Nickerchen über den Tag verteilt. Es ist jetzt zwar früh für meine Verhältnisse, aber wenn ich schon wach bin, kann ich auch aufstehen.

Ich schwinge meine Beine aus dem Bett. Die Dielenbretter unter meinen Füßen sind kühl. In diesem Haus

wird es auch an sehr heißen Tagen nicht richtig warm. Das liegt an den dicken Wänden aus Granit mit den kleinen quadratischen Fenstern und dem Steinboden im Erdgeschoss, der sich unter meinen nackten Füßen so gut anfühlt, wenn es draußen heiß ist. Jacob sagt, dass das Haus mehr als zweihundert Jahre alt ist.

»Morgen«, sagt er, als ich die Treppe runterkomme.

»Morgen.«

»Gut geschlafen?«

»Ja, ziemlich.«

»Gut. In der Kanne ist Kaffee.«

»Und du? Hast du gut geschlafen?«

»Oh ja«, sagt er wie immer. »Ich fange heute mit dem Zaun am untersten Feld an, falls du mir nach dem Melken helfen willst.«

»Okay.«

»Aber nur, wenn du willst.«

»Ja, ich will.« Ich mache gern was gemeinsam mit Jacob. Aber er ist vorsichtig. Er will mich nicht überfordern oder mir das Gefühl geben, dass ich zu etwas verpflichtet bin.

Das mit dem Melken kam von mir. Er fand, ich sollte besser länger liegen bleiben, aber ich mache es gern, und die Kühe müssen ja nicht bei Tagesanbruch gemolken werden, solange es nicht zu spät wird – dann fühlen sie sich nicht wohl und können sogar eine Mastitis bekommen, das kann richtig gefährlich werden.

Jacob hat eine kleine Rinderherde, Rasse Devon Red Ruby. Das sind gewaltige Tiere, rostrot mit ausladenden Hörnern, wie auf einer Farm in einem Western. Er hat neun Ochsen, einen Bullen und zwei Kühe. Der Bulle deckt die

Kühe einmal im Jahr, damit sie Milch geben. Dann können pro Jahr zwei Kälber auf dem Markt verkauft werden, wenn es Färsen sind, oder zur Fleischgewinnung aufgezogen werden, wenn es Ochsen sind. Die neun Ochsen stammen von einer Farm in der Nähe der Halbinsel Lizard, und Jacob kauft sie als junge Kälber und zieht sie auf, bis sie schlachtreif sind. Dann fängt alles von vorn an. Für Jacob ist dieses System gut, weil er viel Weideland hat, aber eine große Herde und die Aufzucht der Tiere allein nicht stemmen könnte. Außerdem ist auf diese Weise draußen in der Gefriertruhe immer viel Rindfleisch für uns.

Er nennt die Kühe »die Damen«: Anna und Agnetha, benannt nach den beiden Sängerinnen von ABBA. Ich musste lachen, als er mir das erzählt hat. Die Milch ist dick und sämig, nicht wie die aus dem Laden, und die Butter, die wir aus der Milch machen, leuchtet fast wie Dotterblumen. Wir buttern ganz altmodisch in einem Fass, stampfen die Milch mit einem Kolben. Jacob macht alles auf der Farm so, wie es früher gemacht worden ist. Deshalb will er auch keinen Strom – er findet ihn unnötig. Die Farm ist klein, nur die Rinder und das, was er für den Bauernmarkt anbaut. Viel verdient er damit nicht, glaube ich, aber er will nicht mehr, als er braucht.

Ich streiche dick Butter auf meinen Toast und beiße ein großes Stück ab. Das Brot ist selbst gebacken und fest, und die geschmolzene Butter quillt beim Kauen wieder raus. Ich habe jetzt ständig Hunger. Ich giere nach Kohlenhydraten und Fett und Zucker. Jacob mag schweres oder herzhaftes Essen, wie er es nennt, das ist auch so ein Vorteil daran, hier zu leben. Auf Süßes steht er aber nicht

so wie ich zurzeit. Ich kaufe tütenweise Süßigkeiten im Dorfladen von Mrs Beaton. Sie sagt, der Zahnarzt sollte ihr so langsam Provision zahlen. Sie hat auch richtig edle Schokolade mit viel Kakao und Geschmacksrichtungen wie Chili und Meersalz, die macht eine Frau in Hayle. »Die Besucher mögen so was«, sagte sie, als ich mir mal eine Tafel genommen und wieder zurückgelegt habe. Sie meinte die Feriengäste. Manche nennen sie Massentouris, aber das ist ein bisschen gemein. So viele sind es hier in der Gegend gar nicht, sie kommen eben auf dem Weg nach Zenor oder St Just durch unser kleines Dorf.

Ich esse am liebsten billige Schokolade, hauptsächlich Milky Bar Buttons, Dairy Milk und Maltesers, aber auch andere Süßigkeiten, vor allem die zum Kauen. Wenn wir abends das Geschirr weggeräumt und nach den Tieren geschaut haben, nehme ich mir das süße Zeug vor. Das tut mir zwar wahrscheinlich nicht gut, aber das ist mir egal. Eines Abends, als ich noch nicht lange hier war, hat Jacob lächelnd gesagt: »Da isst aber einer gern Süßes!« Mehr hatte er dazu nicht zu sagen. Er ist keiner, der kommentiert, was andere tun, oder sich daran stört, solange sie keinem anderen schaden. Ich habe es einer Neurologin von mir erzählt, und sie hat gesagt, dass das Gehirn für die Heilung viel Energie braucht, also ist es wahrscheinlich okay.

Ich schenke mir Kaffee ein; Kaffee trinke ich auch gern viel. Die Sonne ist inzwischen aufgegangen, ein Lichtstrahl fällt vom Fenster über der Spüle auf den schweren Eichentisch, sodass man die Kratzer und Dellen im Holz deutlich sieht. Wie alles in diesem Haus ist auch der Tisch uralt, und man hat das Gefühl, dass er genau hierhin gehört.

»Wie reparieren wir den Zaun?«, frage ich.

»Als Erstes setzen wir die Pfosten. Am Anfang gibt es viel zu graben, das mache ich. Dann müssen die Pfosten aufgestellt und die Bretter drangenagelt werden. Die anstrengenden Sachen mache ich, mit dem Rest kannst du helfen. Aber nur, wenn es dir nicht zu viel wird.«

»Wird mir nicht zu viel«, sage ich. Ich habe im Krankenhaus viel Gewicht verloren. Man nimmt rasend schnell ab, auch wenn man nur daliegt. Ein Koma ist wie ein täglicher Marathonlauf, heißt es. Wahrscheinlich bin ich jetzt deshalb immer so hungrig.

Jacob kommt mit der Bratpfanne an den Tisch und lädt mir Speck und Eier auf den Teller. Wir essen, ohne zu reden. Wir mögen morgens beide unsere Ruhe. Als wir fertig sind, räume ich das Geschirr vom Tisch und spüle ab. Das Wasser nehme ich aus dem großen schwarzen Kessel auf dem Herd. Den Boiler feuert Jacob immer nur alle zwei Tage abends an, damit jeder von uns vor dem Essen ein Bad nehmen kann, und zusätzlich am Washtag, das ist Samstag. Der Boiler ist groß und aus Kupfer und steht in der Küche in einer Ecke auf einem Holzofen, der das Wasser erhitzt. Es dauert ziemlich lang, bis es warm ist, aber nicht so lang, wie man meint.

Hier geht alles langsamer vor sich. So leben wir. Und so muss ich jetzt leben. Nach dem Tod meiner Mum war ich rastlos und konnte keine Ruhe finden, ich war immer am Tun und Machen, musste immer beschäftigt sein. Ich war fit und gesund oder hielt mich zumindest dafür. In St Ives, vor dem Herzstillstand, habe ich in einem Café am Porthmeor Beach gearbeitet, da und dort gejobbt und

im Sommer Surfunterricht gegeben. In meiner Freizeit bin ich gesurft, gelaufen und lange spazieren gegangen. Ich habe nie nichts gemacht. Ich wusste, dass ich eine Herz-erkrankung hatte, aber das war für mich nichts weiter als eine Information von einem Kardiologen, zu dem ich gegangen bin, nachdem mein Hausarzt während einer Brustkorbinfektion Herzgeräusche gehört hatte. Ich habe das beiseitegeschoben. Darüber wollte ich später nachdenken. Und meine Mum war damals schon tot und konnte sich keine Sorgen machen, und Jacob habe ich es nicht mal erzählt. Und dann trennten wir uns, Sophie und ich, und ich bin nach Bristol gezogen und habe versucht, St Ives, meine Mum, Sophie und alles andere zu vergessen.

Aber es wurde schlimmer mit meinem Herz, und die Ärzte in Bristol meinten, man müsste mich operieren, eine undichte Herzklappe reparieren, nur weiß ich das nicht mehr genau, weil mein Herz ein paar Tage später stehen blieb und die Erinnerung daran und an vieles andere aus meinem Gedächtnis gelöscht ist. Ich weiß es nur, weil ich noch den Brief von dem Arzt habe. Als ich ihn zwischen den Sachen entdeckte, die Jacob aus meiner Wohnung in Bristol geholt hatte, war das, als hätte ich ein Puzzleteil gefunden.

Nach dem Abspülen gehe ich in mein Zimmer, ziehe mich an und putze mir die Zähne an dem winzigen Becken in der Ecke. Draußen ist es inzwischen ganz hell. Ich schaue mich in dem kleinen Wandspiegel an. Ich sehe jetzt besser aus, nachdem ich schon eine Zeit lang hier bin. Mein Gesicht ist nicht mehr käsig wie davor, sondern braun, und meine Wangen sind weniger eingefallen. Ich bin zwar

noch immer dünn und muss wieder zu Kräften kommen, aber das schaffe ich durch die Arbeit auf der Farm und durch Jacobs Essen immer besser.

»Kommst du?«, ruft Jacob die Treppe rauf.

»Gleich«, antworte ich mit vollem Zahnpastamund und spritze lauter weiße Tupfen an den Spiegel.